

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 73 (2006)

Artikel: Simon Gfeller : Dichter zwischen Mundart und Hochsprache
Autor: Fankhauser, Willi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1075436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Simon Gfeller

Dichter zwischen Mundart und Hochsprache

Willi Fankhauser

Geografisch-biografische Zusammenhänge

Es mutet beinahe anachronistisch an, im Zeitalter der fast unbeschränkten Mobilität grosser Teile der Bevölkerung auf die Wichtigkeit der Konstanz in der Wechselbeziehung zwischen Individuum und Umwelt im Allgemeinen, insbesondere aber auch zwischen Persönlichkeit, Herkunft und Lebensraum eines Dichters hinzuweisen und deren Bedeutung für die dauerhafte und prägende Charakterformung festzustellen.

Wenn heute die Wirksamkeit dieser Kräfte des Herkommens, der Familie und des Milieus nicht mehr so hoch veranschlagt werden kann, dann hängt das offensichtlich mit der fortschreitenden Entwurzelung des Menschen in unserer zunehmend pluralistischen Gesellschaft zusammen.

Für den am 8. April 1868 auf dem Zugut in der Gemeinde Trachselwald geborenen und am 8. Januar 1943 im Spital Sumiswald verstorbenen Simon Gfeller bildeten bäuerliche Herkunft, bäuerliche Familien- und Lebensgemeinschaft, emmentalische Heimat ein untrennbares Ganzes, das den Charakter des Dichters und seines Werkes prägte.

Simon Gfellers Lebensraum war das Emmental, und mit Ausnahme des 3½-jährigen Seminaraufenthaltes in Hofwil bei Münchenbuchsee (1884–1887) spielte sich sein Leben im geographisch eng umgrenzten Gebiet zwischen der Lüdernalp und der Egg bei Lützelflüh ab.

Im Berner Staatsbuch finden sich über die erwähnte Landschaft folgende Angaben: «Landschaftlich besteht der Amtsbezirk (Trachselwald) aus dem bergigen Hügel- und Waldgelände, das sich vom Napf und seinen westlichen Ausläufern über das Tal der Grünen ... bis zum Oberlauf der Längen hinzieht ...» Das Geographische Lexikon der Schweiz spricht unter dem Stichwort *«Dürrgraben»* von einem Teil der Gemeinde Trachselwald, der

... «aus im Dürrgraben zerstreut gelegenen Weilern und Einzelhöfen besteht». Über die engste Heimat des Dichters steht im Abschnitt über den Amtsbezirk Trachselwald Folgendes: «Das Napfbergland ist hier in zwei Hauptketten gespalten: die eine reicht vom Hohenzi (1341 m) über die Rafrütti (1205 m) bis in den Winkel zwischen Emme und Grünen ...», und im Zusammenhang mit der Gemeinde Lützelflüh, wo Simon Gfeller seit 1896 auf der Egg zusammen mit seiner Ehefrau Meta, geb. Gehrig, die zweiklassige Schule führte, ist neben dem Hinweis *<Landwirtschaft. 10 Käsereien>* vor allem die Tatsache erwähnt: «Lützelflüh ist dadurch bekannt geworden, dass hier der Berner Volksschriftsteller Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf, 1797–1854) von 1832 bis zu seinem Tod als Pfarrer gewirkt hat...»

Der Dichter selbst erwähnt sein Geburtshaus wie folgt: «*Am Ostrand der Gemeinde Trachselwald, wo der Landbau von der Alpwirtschaft abgelöst wird, liegt die bernische Staatsdomäne Zugut. Hier wurde ich am 8. April 1868 geboren. Auch mein Vaterhaus, mit der Jahrzahl 1777 auf dem Türbrüstchen, war ehemals eine Sennhütte...*». Zahlreiche andere Stellen erlauben Rückschlüsse auf Gfellers Liebe zur heimatlichen Landschaft: «*Als ich heimkam (von einer Vorlesung im Lesezirkel Zürich) und durch die sonntägliche Winterpracht nach Hause schritt, als wieder die Schneeberge in ihrer herrlichen Frische und Unberührtheit vor mir lagen, wie wurde mir da frei und froh zumute...*»

Zusammenfassend darf also gesagt werden, dass der Dichter zeit seines Lebens aufs engste mit der emmentalischen Landschaft und der bäuerlichen Bevölkerung verbunden war.

Herkommen und Dichtung

Valentin Binggeli zitiert in den Anmerkungen zu seinem Buch *<Simon Gfeller>* eine Kernstelle, in der sich der Dichter eindeutig über die eingangs erwähnte Beeinflussung des Autors durch die mannigfaltigen Faktoren des Herkommens und des persönlichen Erlebens äussert: «*Drätti, Müeti u der Chlyn schildert ... wahrheitsgetreu meine Jugenderlebnisse. Niedergeschrieben habe ich sie nicht ohne starke innere Hemmungen ... Wenn ich schliesslich doch an die Aufzeichnung ging, geschah es nicht, um mich selber in ein möglichst interessantes Licht zu stellen, sondern aus der Erwähnung heraus, dass neben dem, was glänzt und gleisst, auch das seine*

Berechtigung hat, was sättigt und nährt, und dass man am wahrhaftigsten doch das darstellen kann, was man selber erlebt und beobachtet hat ...»

Diese enge Beziehung zwischen Dichtung und Erleben geht ebenfalls aus einer von Binggeli zitierten Äusserung Gfellers hervor: «*Noch nie habe ich etwas erzählt, das ich nicht zum grossen Teil selber erlebt oder beobachtet hätte, noch nie etwas, an dem ich nicht herzlichen Anteil nahm ...»* und manifestiert sich auch in folgender Tagebuchaufzeichnung: «*Des Dichters Ackerfeld ist das Leben.*» Und wie eindrücklich dokumentiert sich Gfellers Schöpfen aus den Quellen bäuerlicher Herkunft in Sätzen wie diesen: «*Niemals in meinem Leben hat mir etwas besser geschmeckt als das Brot, das meine Mutter selbst gebacken hat. Wenn wir an steiler Halde hartes Erdreich umkarsteten oder auf ebenerem Gelände speckig glänzende Furchen pflügten, wie schaute ich da sehnsüchtig heimwärts, ob Mütterchen nicht bald auftauche mit der Kaffeepinte in der Hand und dem Brotkörbchen am Arme ...»*

Es ist offensichtlich, dass Gfeller immer wieder in Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und im persönlichen Gespräch (Angabe: Werner Gfeller, Interview vom 7. Januar 1984¹) auf die ausserordentliche Bedeutung hinwies, die persönliches Beobachten und Erleben für sein dichterisches Schaffen hatte.

Simon Gfellers Verhältnis zur Hochsprache und zur Mundart

Wer den Namen Simon Gfeller hört, denkt beinahe zwangsläufig an den Mundartschriftsteller, den währschaft im Berndeutschen verwurzelten Emmentaler, und vergisst dabei, angesichts des weit umfangreicher mundartlichen Werks, den in der Schriftsprache nicht weniger gewandten Erzähler allzu leicht. Sprachwissenschaftler wie die Professoren Otto von Greyerz² und Heinrich Baumgartner³ attestieren Simon Gfeller nicht nur die mundartliche Sprachbeherrschung, sondern durchaus auch die Begabung, sich meisterhaft in einem ganz persönlich geprägten Hochdeutsch auszudrücken. So schreibt Otto von Greyerz in einem Brief an Gfeller: «... da Sie sich so sehr über die Schwerfälligkeit der mundartlichen Erzählung beklagen..., sind Sie sicher, dass die ganze Erzählung in der Mundart geschrieben sein muss? ... Sie beherrschen die Schriftsprache so eigenartig, so ganz im Geiste der Mundart, dass sie nie zu fürchten brauchen, in ein banales Allerweltsdeutsch hineinzugeraten.»

Und Heinrich Baumgartner sagt in seinem Vortrag zu Anlass des 70. Geburtstags des Dichters: «Ihm selbst muss die Pflege des Hochdeutschen ebenso sehr am Herzen gelegen sein, wie die der Mundart. Sonst hätte er jene Geschichte in Briefen ‹Selbstbescheidung› nicht in so musterhaftem Hochdeutsch schreiben können. Er hätte sich auch nicht in so ernsthafter Weise um eine persönlich und landschaftlich gefärbte Schriftsprache bemüht, wie man sie z. B. im ‹Rötelein› antrifft.»

Simon Gfeller selbst steht der deutschen Sprache und Literatur voller Ehrfurcht und Bewunderung gegenüber. Sie bedeutet ihm als Instrument der Volkserziehung und -bildung sehr viel. So hält er etwa in seinen Tagebuchaufzeichnungen fest: «*Ich bin zeitlebens ein aufrichtiger Verehrer deutscher Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft gewesen...*» oder äussert sich an anderer Stelle grundsätzlich: «*Unsere Muttersprache ist der Zauber-Spiegel, mit dem wir den Schulkindern Welt und Leben erleuchten möchten... Die Sprache ist unser vornehmstes Veranschaulichungsmittel.*»

Sehr selbstkritisch beurteilt Gfeller im Übrigen seine persönlichen Sprachfähigkeiten, und er klagt immer wieder über die enormen Anstrengungen, die er zur Überwindung sprachlicher Schwierigkeiten einsetzen müsse.

In einem Brief an Otto von Greyerz lesen wir: «*Zur Überzeugung, dass es mit meinem Deutsch nicht weit her sei, bin ich durch den Umstand gekommen, dass ich einige Erzählungen ... zu schreiben versuchte ... Gerade bei der schriftstellerischen Betätigung dämmerte in mir die beschämende Erkenntnis auf: du kannst ja gar nicht deutsch!*»

Ein Dreivierteljahr später schreibt er an dieselbe Adresse: «*An Stoff und Gedanken gebricht es mir nicht; aber es hält fürchterlich schwer bis es heraus ist und Gestalt und Form angenommen hat*», und der Dichterfreund Josef Reinhart vernimmt: «*In meinem dicken Gring steckt nicht mehr Poesie als in einem ausgetretenen Stiefelabsatz.*»

Die Sprache des jungen Schriftstellers Simon Gfeller war ohne Zweifel in erster Linie die hochdeutsche Sprache. Ihrer hatte er sich während der Seminarausbildung zu bedienen gehabt, Schriftdeutsch hatte er nun seinen Schülern beizubringen, und in dieser Schriftsprache verfasste er auch seine ersten Erzählungen. Von Anfang an bedeutete die Bewältigung der hochdeutschen Sprache für Gfeller einerseits unerhörte Anstrengung, anderseits aber ebenso sehr Herausforderung, der stets wieder aufkeimenden Erkenntnis persönlichen sprachlichen Unvermögens zum Trotz etwas Akzeptables und Eigenständiges zu schaffen.

Auffällig und interessant ist in der Folge Gfellers Schwanken zwischen Hochsprache und Mundart. Auf den ersten Blick scheint sein schriftstellerisches Werk ganz einfach in einen hochdeutschen und einen mundartlichen Teil zu zerfallen, welche sich problemlos chronologisch einreihen lassen.

Zur Zeit der Entstehung seines Erstlingswerks schreibt Gfeller in einem Brief an Otto von Greyerz, dem er «... einige Aufklärung über *Heimisbach* ...» geben will: «*Einen Schulmeisterroman wirds nicht geben ... anfangs hatte ich so was beabsichtigt ... Die Form hätte sich freilich leicht gemacht: *Das Tagebuch des Schulmeisters von Heimisbach*, ein Faden, an dem sich alles aufziehen liesse, Sprache: Schriftdeutsch ... Gewiss es war verlockend. Aber es reute mich, dass ich nicht Mundart brauchen konnte... Dazu die klare Erkenntnis, dass ich vielleicht schildern, sicherlich aber nicht dichten kann ...»*

Gfellers Haltung der Schriftsprache gegenüber war zweifellos bereits am Anfang seiner schriftstellerischen Tätigkeit höchst ambivalent, und es ist nicht leicht abzuschätzen, welches Gefühl im Autor vorherrschte: die Zuneigung zur Hochsprache als der ihm durch seinen Bildungsgang und die Lektüre der literarischen Werke vertrauten und deshalb einigermassen geläufigen Schriftsprache oder die Ehr-Furcht vor der Sprache der Dichter, deren Beherrschung eben dadurch zum Dichten absolute Voraussetzung gewesen wäre und deren er sich nach eigenem kritischen Urteil nur mangelhaft zu bedienen wusste. Diese Ambivalenz geht aus verschiedenen Äusserungen des Autors hervor, wobei sich Zufriedenheit über gelungene hochsprachliche Texte und Unwillen über vergebliches Bemühen etwa die Waage halten.

So schreibt Gfeller nach Abschluss der Arbeiten am berndeutschen *«Heimisbach»* seinem Ratgeber Otto von Greyerz: «*Das nächste Mal probier ich's mit der Schriftsprache. Das wird mir eine Erholung sein ...*», und zum hochdeutschen *«Rötelein»* äussert er sich demselben Briefempfänger gegenüber: «*Bis Ende Mai soll ich Herrn Pfarrer Frei für den Heimkalender eine Erzählung zusammenkorben, da ist es *«bigott»* Zeit, dass ich mich dahinter mache. Wenn es mir aber so läuft, wie gestern und heute, so bin ich noch vor Torschluss damit fertig. Ich habe ein warmes und sonniges Stöffchen in Angriff genommen ... und hoffe, ihm gerecht zu werden, wenigstens arbeite ich mit Freude daran und bin ganz erstaunt, wie leicht es mir geht.»*

Als die Erzählung einen Monat später fertig geworden ist, schreibt der Ver-

fasser: «*Mein Bestreben war es, ganz schlicht zu erzählen, weil mir schien, nur das passe zu dem schlichten Inhalt. Mit der Literatur hat ja das Ding nichts zu schaffen, hoffentlich aber mit dem Leben.*»

Das hartnäckige Ringen Gfellers um eine befriedigende schriftsprachliche Ausdrucksweise wird etwa in Briefstellen über die im Entstehen begriffene Erzählung *«Bürden»* oder die bereits publizierten *«Geschichten aus dem Emmental»* manifest, wo der Autor gesteht: «*Meine «Bürde» macht mir viel zu schaffen. Manchmal will mir das Ganze als eine Scherbenschleiferei erscheinen... Jüngst schwitzte ich Dir allerlei gute Vorsätze vor, Engel* (Engel Eduard, Deutsche Stilkunst) *müsste studiert sein etc. Ich habe ihn gelesen, gewissenhaft, aber er ist mir eher hinderlich...*». Kritisch erkennt er: «*Meine Novelle muss noch durch verschiedene Feuer, bis sie mich befriedigt...*» und stellt schliesslich resigniert fest: «*Mit meinen «Geschichten aus dem Emmental» geht es schlecht... Solch altmodische und gnietige Sachen kauft man heute nicht mehr. Und doch ist keine einzige Nummer dabei, an der ich nicht mit Liebe und Sorgfalt gearbeitet hätte.*»

Besonders aufschlussreich in Bezug auf Gfellers Einstellung gegenüber Hochsprache und Dialekt sind zwei von Valentin Binggeli zitierte Stellen: 1936 äussert sich der Autor in der *«Berner Schulpraxis»* wie folgt: «*Mundart ist freie Weide und Naturwiese; Schriftsprache: Fruchtfeld und Kunswiese; Dichtersprache, namentlich gebundene: Park- und Gartenanlage*» und 1941 notiert er im Tagebuch: «*Die Schriftsprache ist für uns wie ein Hotel, in das wir nur gelegentlich einkehren, für viele sogar ein Grand- oder Fremdenhotel, in das sie sich kaum hineinwagen... Mundart ist die wahre Heimat unserer Seele, während die meisten von uns in der Schriftsprache nur Gäste sind.*»

Es darf füglich behauptet werden, alles, was Gfeller geschrieben habe, trage den Stempel sorgfältigen Bemühens. Der Autor legte stets strengste Massstäbe sowohl an sein schriftsprachliches als auch an das mundartliche Werk. Zweifellos stellte die Bewältigung der Mundart höchste Anforderungen an den Dichter, denen er immer wieder gerecht zu werden versuchte, zumal er sehr wohl über die unmittelbare Wirkung der Muttersprache im Bilde war. «*Zäh wie Lätt ist diese Mundart...*», schreibt er an von Geyerz, und im Tagebuch hält er im Zusammenhang mit der gewachsenen Mundart fest: «*Der emmentalsche Adam ist wohl aus einem Lättkloss erschaffen worden.*»

Des Dichters Wissen um den hervorragenden Wert der Mundart war zweifellos schon am Anfang seiner schriftstellerischen Tätigkeit vorhanden und



Simon Gfeller mit Sohn Werner, im Hintergrund das Egg-Schulhaus
(Foto aus dem Nachlass, zur Verfügung gestellt von der Simon Gfeller Stiftung,
Heimisbach)

„Hätt gärn es schöns Värschli, wo Wohrhit drin lyt...“
 „Der Güggel solls picke, i ha nid der Zyt!“
 „E bsinn di, we's ou bloss es chlys ischt, mir näh's...“
 „Mitüürigottssächsi i weiss grad jip kees!“

Feuer b. Frutigen am 20.
 1920.

S. Gfeller

Vierzeiler von Simon Gfeller im Gästebuch der Casino-Gesellschaft Burgdorf:
 «Hätt gärn es schöns Värschli, wo Wohrhit drin lyt...»
 «Der Güggel solls picke, i ha nid der Zyt!»
 «E bsinn di, we's ou bloss es chlys ischt, mir näh's...»
 «Mitüürigottssächsi i weiss grad jip kees!»

dokumentiert sich in zahlreichen Äusserungen. So schreibt Gfeller bereits 1902 an Otto von Greyerz: «*Ich bin manchmal selbst erstaunt über den Reichtum unserer Mundart, ich hatte bisher gar nicht den richtigen Begriff davon*», und während der Arbeit am Erstling *«Heimisbach»* berichtet er seinem Freund Rudolf Münger: «*Aber immer soll das Leben einfach und wahr dargestellt sein und in möglichst reinem Dialekt . . . Die Mundart ist die Sprache der konkreten Welt und von schier unerschöpflichem Bilderreichum trotz ihrer grossen Schwerfälligkeit.*» In den Tagebuchaufzeichnungen lesen wir: «*Mundartwendungen sind mit Gefühlswerten gesättigt . . . gehen zu ganzer Wand ein und wirken unmittelbarer als die Schriftsprache . . . die Mundart ist eine Sprache, die malt, Bilder schafft, sichtig bleibt.*»

Auf die Tatsache, dass Simon Gfeller die Entscheidung: *«Mundart oder Schriftsprache»* nicht leicht fiel, ist bereits hingewiesen worden, waren ihm doch auch die Mängel und Nachteile des Dialekts wohl bekannt.

«*Der Dialekt hat seine herrlichen Vorzüge, aber auch seine Schattenseiten. Kommt man zur Schilderung von Seelenzuständen oder sonst in abstrakte Gebiete, ja, dann ist Holland in Not,*» schreibt der Dichter seinem Verleger und notiert im Tagebuch: «*Nun hat die Mundart wohl ihre Vorzüge: Phrasenlosigkeit, Einfachheit, Bild- und Schlagkraft, Verständlichkeit. Was ihr aber abgeht, ist der hymnische Schwung.*»

Noch wenige Jahre vor seinem Tod gibt Gfeller in einem Brief an Karl Uetz Aufschluss über sein fast übermenschliches Bemühen um den sprachlichen Ausdruck in der Mundart: «*Ach Gott, wie habe oft ich mit der Sprache ringen müssen, bevor es mir gelang, das wenigstens einigermassen herauszubringen, was ich sagen wollte. Denn, wo es in seelische Belange hineingeht, ist die Mundart kein wühliger Kleeacker und kein dichtbestandenes Ährenfeld.*»

Dass es dem Dichter schliesslich in einer seiner schönsten Erzählungen, dem *«Rötelein»*, gelang, eine Synthese zwischen Hochsprache und Mundart zu schaffen und mit diesem Kunstwerk zu zeigen, dass beide Idiome sich wechselseitig unterstützen und bereichern können, gehört wohl zu den hervorragendsten Leistungen des Emmentaler Dichters. «*Sobald ein schriftdeutsches Wort fehlt, dafür aber ein Mundartwort feiner oder kräftiger, schärfender zeichnet, was man ausdrücken will, darf es unbedenklich gebraucht werden*», schreibt der Dichter ins Tagebuch.

Abschliessend darf wohl behauptet werden, dass der Autor sowohl in der Hochsprache als auch in der Mundart stets nach höchster sprachlicher Ausdrucksstärke strebte.

Auffällig ist das dauernde Schwanken zwischen Mundart und Hochsprache: einerseits beeindruckte ihn die Schriftsprache als Sprache der Kultur und der Dichtung, anderseits galt seine Zuneigung ganz der Mundart als Sprache der konkreten Welt.

Vorbilder

Zu seinen ersten schriftstellerischen Versuchen wurde Simon Gfeller durch seinen ehemaligen Lehrer im Dürrgraben, Friedrich Burri, angeregt. Dieser verfasste unter dem Pseudonym «*Waldschulmeister im Emmenthal*» Berichte und Betrachtungen, Geschichten, Müsterchen und Gedichte für die «*Emmentaler Nachrichten*» und ermunterte den jungen Kollegen, es ihm gleichzutun.

Valentin Binggeli zitiert in diesem Zusammenhang eine sehr selbstkritische Reflexion Gfellers, die deutlich macht, wie hart er selbst mit diesen ersten hochdeutschen Versuchen, die um die Mitte der neunziger Jahre entstanden waren, ins Gericht ging und wie rasch er deren epigonenhaften Charakter erkannt haben musste.

Gfeller nahm in der Folge einen zähen Kampf um die eigenständige sprachliche Gestaltung und den persönlichen Ausdruck auf.

Heinrich Baumgartner weist auf den positiven Einfluss J. V. Widmanns hin, der den jungen Schriftsteller in seinen Bücherbesprechungen im «*Bund*» auf das «eigene Gepräge», das seinem Schreiben mangle, aufmerksam machte. Oberflächliche Kenntnis Simon Gfellers und seines schriftstellerischen Werks könnte zweifellos zur Ansicht verleiten, der Egg-Schulmeister habe sich im Kielwasser des grossen Lützelflüber Schriftstellers Jeremias Gotthelf bewegt und dessen massgeblich vom Dialekt geprägte hochdeutsche Sprache schlechthin kopiert. Heinrich Baumgartner spricht Gfeller von diesem Verdacht eindeutig frei, indem er festhält: «Dabei hat er sich wohl gehütet, Gotthelfs sprachlichen Weg zu gehen und sich dessen grossartige Mischung von Hochdeutsch und Mundart zum Vorbild zu nehmen. Er ist seinen eigenen Weg gegangen.»

Gfeller nimmt übrigens zu dieser Frage wiederholt und in absolut eindeutiger Weise Stellung. In einem Brief an Otto von Greyerz schreibt er bereits im Jahr 1906: «*Wen man so hoch verehrt, wie ich Gotthelf verehre, den bestiehlt man nicht*», und 1933 versichert er: «*Zu Gotthelf hatte ich stets mehr ein Bewunderungs- als ein Liebesverhältnis . . .*».

Valentin Binggeli erwähnt in diesem Zusammenhang eine Stelle aus Gfellers früher Schaffenszeit, in der er sich ... «*in voller Erkenntnis naher Gefahr*» habe wappnen müssen: «*Die Gotthelf-Bücher lese ich selten, um nicht mit meinem Karrli in die tiefen Geleise zu kommen, die sein schwerer Wagen in alle Lützelflüher Strassen gefahren hat.*»

In einem Brief an W. Muschg und einem Briefentwurf an denselben Empfänger beteuert Gfeller: «*Im übrigen suchte ich mich seinem Einfluss zu entziehen, um nicht von ihm völlig glattgewalzt zu werden... Daneben ist es mir nie eingefallen, mich mit Gotthelf vergleichen zu wollen. Ich brauche nur ein paar Zeilen von ihm zu lesen, um mich als armen Kerl zu fühlen.*»

Wesentlich näher stand Simon Gfeller dagegen Gottfried Keller, von dem er in einem Brief an Otto von Greyerz schreibt: «*Auch Keller stand mir weltanschaulich viel näher als Gotthelf*», und über J. P. Hebel lesen wir im selben Schreiben: «... dagegen zog mich der alte Hebel unwiderstehlich an» und im Tagebuch von 1935: «*Er lag meiner Gemütsart näher als Gotthelf ... Hebel war der Liebling und das Vorbild, als ich <Heimisbach> schrieb... Hebel ist ein älterer und grösserer Bruder von mir ... uns verbindet die gleiche Liebe zur Natur, zu Mensch und Tier und das Hangen an der Heimat.*»

Zweifellos brauchte auch Simon Gfeller die Anregung bedeutender Vorbilder, aber er hütete sich ganz bewusst vor der Gefahr des Nachahmens oder gar des Kopierens. Er suchte und fand nach zähem Ringen einen absolut eigenständigen sprachlichen Ausdruck.

Simon Gfellers Verhältnis zur Volkskunde

Welche Bedeutung der emmentalischen Landschaft und der bäuerlichen Welt im weitesten Sinne in Gfellers Dichtung zukommt, wurde bereits am Anfang dieses Beitrags erwähnt.

Im Zentrum dichterischen Schaffens steht jedoch bei Simon Gfeller stets der Mensch, der Emmentaler Bauer, dessen Lebensbereich der Autor seit frühester Jugend aus eigener Erfahrung kennt und dessen Lebensformen ihm in allen Schattierungen durchaus vertraut sind. Freude und Leid, harte Arbeit und fröhliches Spiel, feierlicher Kirchgang und ausgelassener Tanzbodenbesuch, Glaube und Aberglaube kommen in seinen Erzählungen gleichermassen zum Zug.

Kaum eine Regung der emmentalischen Volksseele, die der Dichter nicht genau gekannt und demzufolge auch meisterhaft zu schildern verstanden hätte. «*Und in Bezug auf das emmenthalische Volksleben... glaube ich Ihnen ohne Unbescheidenheit meinerseits versichern zu können, dass ich Ihnen da etwas bieten kann; ich bin geborener Emmenthaler, habe ... immer Freud und Leid mit der hiesigen Bevölkerung geteilt, es gibt keine Äusserung des Volkslebens, die mir fremd wäre...*», schreibt Gfeller im März 1901 an Otto von Greyerz und doppelt im August gleichen Jahres nach: «*In unserem Bauernstand liegt so viel Tüchtigkeit, Kraft, Ausdauer und Bravheit, dass man wirklich nicht begreifen könnte, warum man den Bauer geringer schätzen sollte als andere... Manchmal denke ich dann auch, wie schön es sein müsste, Bauern- oder überhaupt Volksleben ... in Erzählungen verflochten darzustellen ...».*

Mehr als drei Jahrzehnte später und nachdem er unzählige Bauerntypen in trefflichster Weise dargestellt hat, bekennt der Dichter: «*Unsere Bauern recht zu schildern, ist eigentlich etwas sehr Schweres. Da sieht man sie zum Beispiel an einem Sarge stehen, ohne Zeichen einer tiefen Gemütsbewegung, wie hartgefrorene Erde. Es scheint alles an ihnen sei stumpf und dumpf, tierisch... Das Gefühl fehlt ihnen durchaus nicht. Nur liegt es ganz anders eingebettet als bei den sogenannten Gebildeten...*»

Nur der feinfühlige Psychologe vermag, sozusagen als Bauer unter Bauern (und Gfeller darf wohl in diesem Zusammenhang als solcher bezeichnet werden), in derart tiefe Schichten seelischen Verhaltens einzudringen und offensichtlich urtümliche, archetypische Verhaltensweisen blosszulegen: «*So äussert sich Freude und Leid des Emmentalers nicht himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt, es ist gehaltene Freude, stilles, verhaltenes Leid... Die Rede fliesst nicht, wie ein schäumender Strom, sie fliesst bei einigen höchstens wie ein munterer Bach, bei vielen tröpfelt sie bloss wie ein Rinnal...*»

Tagebuchaufzeichnungen und zahlreiche Briefstellen erlauben eindeutige Rückschlüsse auf die ausserordentliche Bedeutung, die der Autor dem Fühlen, Denken, Erleben und Handeln nicht nur der Einzelindividuen in ihrer bescheidenen Arbeits- und Alltagswelt, sondern ebenso sehr dem Volksleben in seiner Gesamtheit als unerschöpflicher Quelle seiner dichterischen Arbeit beimass. «*Wenn ich mich schriftstellerisch betätigt habe, geschah es aus Lust und Liebe zur Sache und aus inniger Freude an unserer schönen Heimat und unserer braven werktätigen Bevölkerung. Heimat und Volk haben mir mehr gegeben, als ich zurückzuerstatten mag... Was der Pflanze*

das Erdreich, ist dem Schriftsteller das Leben, ein unermesslich reiches, unerschöpfliches Stoffgebiet.»

Simon Gfellers Volkskunde ist keine explizit wissenschaftliche, sie hat vielmehr impliziten Charakter, ist ge-lebte und er-lebte Volkskunde, Heimatkunde im eigentlichen Sinn: «*Das Grossmütterlein ist besser beschlagen in einer Wissenschaft, die uns Lehrern . . . ein Buch mit sieben Siegeln bedeutet: in der Heimatkunde des Kindes.*»

Gfellers Schöpfen aus dem weiten Stoffgebiet des Lebens manifestiert sich ganz besonders im Personen-Inventar seiner Werke, sind doch die Vorbilder verschiedener Haupt- oder Nebenfiguren in vielen Fällen aufgrund der Aussagen des Dichters absolut nachweisbar. So schreibt Gfeller zweifellos über die Hauptgestalt seiner autobiographischen Erzählung *«Chlepfer Aenni»* ins Tagebuch: «*Ich kenne eine alte Frau in meiner Nähe, der die Kartoffelernte allemal eine Festzeit ist, die sie besser erbaut als eine Predigt . . .*», und in einem Brief an Otto von Greyerz schreibt der Autor über die Gestalt des Bärglischreiners in *«Heimisbach»*: «*Hämmes Citat aus dem Faust, das so unnatürlich scheint, ist Erlebnis, wie überhaupt die Gestalt zum grossen Teil nach Modell geschaffen ist. Das Urbild Hämmes, ein Kleinbauer im Dürrgraben, wusste der Citate noch viele und kannte den Faust besser als ich.*» Der Verfasser dieses Jahrbuch-Beitrags hat in den 1980er Jahren durch Zufall die Bekanntschaft eines Enkels der Hauptperson aus der Erzählung *«Das Rötelein»*, dieser tapferen Witfrau und Erzieherin ihrer Halbwaisen, machen dürfen, auch wurde ihm in der gleichen Zeitspanne von einem damals 88-jährigen ehemaligen Gfeller-Schüler ein Aufsatzheft ausgehändigt, das unter dem Datum des 23. Dezembers 1910 genau den Aufsatz enthält, der den Dichter zur Niederschrift der bekannten Weihnachtsgeschichte *«Zwölffischlägels Weihnachtsfeier»* angeregt hatte, der einzigen Erzählung übrigens, die der Autor später auch noch in eine Mundartfassung brachte.⁴ (Der Aufsatz ist im Anhang abgedruckt.)

Selbstverständlich findet man in Gfellers dichterischem Werk auch zahlreiche emmentalische Brauchelemente, kam doch der Verfasser bereits als Kind eng mit ländlichem Brauchtum in Berührung. Vieles davon floss deshalb sicher aus eigenem Erleben in die Erzählungen ein, etwa das Aufkommen des Weihnachtsbaumes im Dürrgraben in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, das der Dichter in der Erzählung *«My erscht Wienechtsboum»* schildert, oder die oben zitierte Weihnachtsgeschichte des Zwölffischlägels, in der Tannenbaum und Christkind die zentrale Rolle spielen.

Weihnachten eines Wagabunden.

Da wir Pugabünn fast niess
einl pföhnt von unner
Weisnacht. Gerade im die
Weisnacht hein ißt ob
Kals und ob friest den Pugabu-
bündenb auff noch un
festschäften. Letzsoð zaft von
der Weisnacht kom auff
so ein selbs Pugabünn
zü inn ob mox der Küdali-
knigl. Dix gaban ihm ein
fleck Ciggaran und innenig
Zwip. Einmal kam ein
Pugabünn zu inn. Man sagt
ihm nur zwölfflügigal.

Aus dem Aufsatzeft von Walter Bärtschi (1910)



Aquarell von Simon Gfeller, Ausblick von der Egghöhe beim Schulhaus
(Vorlage zur Verfügung gestellt von der Simon Gfeller Stiftung, Heimisbach)



Aquarell von Simon Gfeller, Ausblick vom Meienacher
(Vorlage zur Verfügung gestellt von der Simon Gfeller Stiftung, Heimisbach)

Aufschlussreich und für Gfellers enge Verknüpfung von Erlebnis und Dichtung sehr symptomatisch sind Sätze des Autors in einem Brief an Rudolf Münger, in denen er sich zu den Brauchelementen ‹Tannenbaum› und ‹Christkind› im Zusammenhang mit der familiären Weihnachtsfeier des Jahres 1903 in sprachlichen Wendungen äussert, die mit den Formulierungen im mehrere Jahre später entstandenen ‹Zwölffischlägel› beinahe identisch sind: «*Bäumchen und Christkindlein haben den gestrigen Abend in Glanz und Schimmer getaucht... Zu Weihnachten senkt sich der Himmel auf die Erde hernieder... Ich werde nie vergessen, wie sich einmal unsere Heidel benommen hat... Kommt das Christkind zur Türe hinein. Die Kleine ohne jede Spur von Befangenheit oder Scheu pflanzt sich vor die Lichtgestalt auf, faltet die Händlein, spricht ihr Verslein und die Äuglein erglänzen so selig, so wunderbar...*»

Von grösster Bedeutung war für den werdenden Schriftsteller aber das Zusammenwirken mit dem Theologen und Sprachforscher Emanuel Friedli⁵, der durch Otto von Geyerzens Vermittlung drei Jahre (1901–1904) bei Gfeller auf der Egg verbrachte, um mit dessen Unterstützung das Rohmaterial für sein Buch ‹Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums›, Band Lützelflüh, zu sammeln. Der allen sprachlichen Problemen zugewandte und mit der Heimatkunde zutiefst verbundene Landschulmeister reagierte spontan und antwortete Otto von Geyerz, seinem Tutor in sprachlichen Belangen, auf die Anfrage, ob er Friedli aufnehmen und ihm bei der Arbeit beistehen würde, ohne Zögern: «*Vor allem will ich Ihnen mitteilen, dass ich sofort... an Herrn Pfarrer Friedli in Zollikon telegraphiert habe, er sei auf der Egg herzlich willkommen... Vielleicht begleitet er mich hin und wieder auf meinen Armeninspektionen, das wäre eine prächtige Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen.*»

Gfeller wusste nur zu genau, wo sein Wissen noch Lücken aufwies, packte entschlossen zu, und die Arbeit mit Friedli erwies sich in der Folge tatsächlich als äusserst fruchtbar, zumal ihn der Sprach- und Volkskundler nicht nur tief in das Wesen der Mundart, sondern auch in viele ihm bislang noch unbekannte Gebiete der Heimatkunde einzuführen verstand. Im Dezember 1904, nachdem die Arbeit an Friedlis Band ‹Lützelflüh› abgeschlossen ist, schreibt Gfeller an Otto von Geyerz: «*Lerne, Lehrer, der du Bauernkinder unterrichtest, dieses Buch enthält das Notwendigste, das du wissen musst; aus ihm lernst du die Heimatkunde deiner Kinder...*», und ein Jahr später, an Weihnachten 1905, berichtet er wohl über die gezogenen Konsequenzen: «*Dann habe ich, unbeholfen zwar und ungeschickt, die Kin-*

der hingewiesen auf die Schönheit der goldgelben Ährenfelder, des Waldes, des Bächleins, ... habe versucht ihnen die Ehrwürdigkeit alter Sitten, Bräuche und Volksansichten klarzulegen ...»

Wie hoch Gfeller seinen Lehrmeister einstufte, geht unter anderem aus einer von Binggeli zitierten undatierten Aufzeichnung des Dichters hervor: «*Aus diesem Anstaltsbüebli ist der bestbekannte Bärndütschforscher... geworden: Emanuel Friedli, dessen Werke ein wahrer Schatz sind für das Bernervolk und die kommenden Geschlechter.*»

Professor Heinrich Baumgartner misst der Zusammenarbeit Simon Gfellers mit Emanuel Friedli grosse Bedeutung bei. Er sagt in seinem Vortrag zum 79. Geburtstag des Dichters: «Über zwei Jahre war er dem Verfasser des «Bärndütsch», Emanuel Friedli, ein unermüdlicher Helfer..., und es muss dieses Zusammenarbeiten mit dem rastlosen Forscher und scharfen und klugen Beobachter bernischer Sitten und Gebräuche und bernischer Sprache Gfeller ausserordentlich stark beeinflusst haben.» Derselbe Autor fasst übrigens in einem Nachruf auf Gfeller im Januar 1943 den Einfluss dreier Vorbilder auf den Dichter wie folgt zusammen: «In Emanuel Friedli lernte er den scharfen und klugen Beobachter bernischer Sitten und Gebräuche und bernischer Sprache kennen; in Rudolf Münger fand er einen bewährten Führer durch die heimische Landschaft und zur heimischen Bauart; Otto von Greyerz aber war der entscheidende Berater, Förderer und Helfer in literarischen und sprachlichen Fragen.»

Eben dieser Otto von Greyerz nimmt, zusammen mit zwei weiteren Mitgliedern der Kommission, die im Auftrag der Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern mit der Leitung der Publikation von Emanuel Friedlis Buch beauftragt war, im Vorwort eine eindrückliche Würdigung der Mitarbeit des Ehepaars Gfeller vor: «Unter all den wohlwollenden Kritikern aber, die dem Sorgenkind zu Gevatter gestanden und die wir nicht alle nennen könnten, gebührt dem Lehrer-Ehepaar Gfeller auf der Egg für seine unschätzbare Mitwirkung ein ausdrücklicher Dank. Ihr Verdienst ist es zum grossen Teil, wenn der Verfasser aus dem Schachte seiner Wissenschaft immer wieder den Weg ins sonnige Leben fand und wenn seine Arbeit, obgleich unter Büchern entstanden, doch ein getreuer Spiegel des Lebens geworden ist.»

Mit einer Stelle aus einem Brief Simon Gfellers an Josef Reinhart sei nochmals auf das besondere Anliegen des Dichters, echtes Volksleben zu ergründen und letztlich wahr und unverfälscht darzustellen, hingewiesen: «*Glaube mir, das Volksleben in seiner billionengestaltigen Fülle ist immer*

noch nicht ausgeschöpft, hunderte können noch schöpfen, denn es ist ein Lebendiges, ewig Wechselndes, stets in neuen Farbmischungen Erstrahlendes.»

Simon Gfellers Werk ist zweifellos aufs engste mit dem emmentalischen Volksleben verknüpft und darf demzufolge füglich als ausserordentlich wertvolle Quelle für den Volks- und Heimatkundler angesprochen werden. Der Quellenwert ist umso höher einzustufen, wenn man weiss, dass der Autor sich stets um grösste Wahrheitsnähe bemüht hat: «Er hat nie etwas geschrieben, das er (ganz im Gegensatz zu den Zürcher Literaten!) nicht selbst erlebt hat», sagt Sohn Werner Gfeller 1984 in einem Interview.

Simon Gfellers Erzählung «Das Rötelein»

Es ist eine kleine Welt, eine für Simon Gfeller typische Welt der Kleinen, Unbedeutenden, am Rande Stehenden, ein gfellerscher Mikrokosmos eigentlich, in dessen Mittelpunkt als zentrale Gestalt eine einfache Bauernfrau steht: «... nicht eine Mutter in Sammet und Seide, nicht eine gebildete Mutter, die geistreiche Gespräche im Fluss zu halten weiss, nicht eine angebetete Mutter, der man die schönen schmalen Hände küsst, nein, nur eine rothaarige, laubfleckige, unansehnliche, schlechtgekleidete Mutter, aber eine Mutter, Zoll für Zoll unantastbar und achtunggebietend in ihrem sittlichen Wollen und Schaffen, eine Mutter, herrlich in ihrer Liebeskraft und Hingabe an die Kinder...», an deren aufopfernden Handlungsweise und menschlichen Grösse der Dichter nicht nur seine sittlichen Vorstellungen und erzieherischen Absichten exemplarisch darzustellen vermochte, sondern auch explizit zu machen verstand, dass hohe Lebensqualität nicht selbstverständlich von hohem sozialem Status abhängig sein muss: «... das, was dem Leben Wert und Würde verleiht, hängt nicht ab von äusseren Umständen. Höchstes und Tiefstes kann auch im Bauernhaus erlebt werden.»

Dass in Gfellers Bauernhäusern sehr häufig sittlich überragende Frauen eine tragende Rolle spielen, dürfte wohl in erster Linie mit der Tatsache zusammenhängen, dass der Dichter in seinem einfachen, aber liebevollen und tapferen «Müeti» ein leuchtendes Mutter-Vorbild sah, das ihm wohl in vielen Fällen als Folie für seine hilfreiche und selbstlos zum Wohle ihrer Männer und im Dienste ihrer Familien wirkenden und werkenden Frauengestalten diente: «... In niederen Bauernstuben trifft man zuweilen Frauen,

die wie Säulen an die Oberdiele ragen und auf ihrem Nacken das ganze Haus tragen.»

Eine der eindrücklichsten gfellerschen Frauen tritt uns nun gerade im *«Rötelein»* in der Person einer einfachen, frohmütigen, flinken und arbeitsamen Bauernmagd entgegen. Trotz ihrer Armut und ihrer rotblonden Haare findet das von vielen jungen Burschen mit Herablassung behandelte Mädchen einen charakterlich einwandfreien, gutmütigen und arbeitswilligen Mann: den etwas tollpatschigen und schwerblütigen Hans Tanner. Die intelligente, von Lebenswillen und Schaffenskraft sprühende junge Frau versteht es, den eher zur Melancholie neigenden, allzu rasch resignierenden Ehemann, allen Schicksalsschlägen in Feld und Stall zum Trotz, aufzumuntern und stets zu neuem Beginnen zu führen. Sie ist nicht nur kluge Ratgeberin und zielbewusste Helferin in wirtschaftlichen Dingen, sondern auch Retterin des in seinem Kleinmut verzweifelnden und vom sittlichen Verfall bedrohten Gatten.

Einsame Höhe erreicht hingegen die sittliche Kraft dieser einfachen Bauernfrau erst im Augenblick, als der Lebensgefährte nach kaum einem Dutzend Ehejahren erkrankt und bald danach stirbt. Der Witwe gelingt, was niemand für möglich gehalten hat: sie erzieht fünf unmündige Kinder zu sittlich wertvollen Menschen, ohne das Kleinbauernheimwesen, das sie mit Tanner Hans zusammen erworben und in zäher Arbeit bewirtschaftet hat, aufzugeben oder gar an die Hilfe der Gemeinde zu denken.

Gfeller bringt mit der Darstellung dieser archetypischen Muttergestalt eine seiner wichtigsten Erziehungsideen bildhaft zum Ausdruck: «...Tat, Beispiel, Vorbild, das ist die stärkste Lehre...» und unterstreicht gleichzeitig die eminente Bedeutung, die er dem mütterlichen Vorbild in der Erziehung der Kinder beimisst: «...Methodik und Pädagogik und Psychologie sollte man eigentlich bei einer guten Mutter studieren. Die hat diese Künste im Griff, wie das Salzen einer Suppe.»

Zusammenfassend darf behauptet werden, bei Simon Gfellers Erzählung *«Das Rötelein»* handle es sich nicht nur um das Hohelied der Muttertreue und -liebe, sondern vor allem auch um ein allgemein anerkanntes Werk der epischen Erziehungsliteratur.

Zur Entstehung der Erzählung und zu deren Quellen

Die Erzählung *«Das Rötelein»* entstand im Frühling 1912 innerhalb weniger Wochen und, zumal es sich um eine termingebundene Auftragsarbeit handelte, unter erheblichem Zeitdruck. Dass unter diesen Umständen eine der tiefgründigsten und sprachlich ausgereiftesten Erzählungen Simon Gfellers entstehen konnte, muss einigermassen verwundern und kann bloss durch die Tatsache erklärt werden, dass der Autor einen Stoff anpacken konnte, der seinem persönlichen Erlebniskreis entstammte und der ihm schon lange unter den Nägeln gebrannt haben musste. Befragungen von Gewährspersonen und Abklärungen in den Gemeinde- und Kirchenarchiven von Trachselwald, Sumiswald und Lützelflüh führten zu folgenden Erkenntnissen:

- Simon Gfellers Text basierte mit absoluter Sicherheit auf realen Geschehnissen, die er zeitlich und in Bezug auf geografische Gegebenheiten raffte und mit zurückhaltender dichterischer Freiheit behandelte.
- Der Autor äusserte sich seinen Familienangehörigen gegenüber eindeutig über die Personen, die ihm als Vorbilder für seine Hauptgestalten gedient hatten.
- Dem Dichter und seiner Gattin Meta waren diese Menschen seit Jahren bekannt, und beide waren mit deren Sorgen und Nöten aufs beste vertraut.
- Aus Gründen der Diskretion wurden sämtliche Namen und Ortsbezeichnungen geändert, was die Recherchen nicht eben erleichterte.

Erste Hinweise auf die Person der Hauptgestalt der Erzählung ergab ein durch Zufall zustandegekommenes Gespräch mit einem Enkel des *«Röteleins»*, einem in Urtenen wohnhaften Drogisten.

Durch dessen Vermittlung kam es zur Befragung seiner in Schönbühl wohnhaften Mutter, die in der Folge nähere Angaben über die Personalien ihrer Eltern, also des gfellerschen *«Röteleins»* und dessen Ehemannes, zu machen vermochte. Ein Interview mit dem Sohn des Dichters, dem damals auf der Egg bei Lützelflüh lebenden Kunstmaler Werner Gfeller (1895–1985), bestätigte die Angaben der Gewährsleute vollumfänglich und erhärtete die Annahme, bei den Vorbildern, die dem Dichter zur Gestaltung seiner Protagonisten gedient hätten, müsse es sich um Leute aus seiner nächsten Umgebung gehandelt haben.

Die anhand der Geburts- und Stimmregister, der Tauf- und Eherödel der Gemeinden Trachselwald, Sumiswald und Lützelflüh durchgeföhrten Verifikationen sämtlicher Angaben und ein ausführliches Gespräch mit dem

ältesten Sohn des *<Röteleins>*, dem auf dem Simeberg bei Rüegsau lebenden Friedrich B., ermöglichen nun eine lückenlose Darstellung der Fakten, die Simon Gfeller als Folie für seine Erzählung zur Verfügung standen: Das *<Rötelein>*, Elise S., wurde am 14. Mai 1865 geboren. Die knapp zwei Monate nach der Geburt des Kindes geschlossene Ehe der Eltern wurde 1875 geschieden, so dass das Mädchen wohl nach der Wiederverheiratung des Vaters und dem Wegzug der Mutter verdingt wurde und später als Magd arbeiten musste, zuletzt auf dem Hof Sparenegg, einem grösseren Landwirtschaftsbetrieb in der Nähe von Simon Gfellers Geburtshaus Zugut. Der 1868 geborene Dichter muss die Jungmagd bereits als Seminarist gekannt haben.

Zur selben Zeit machte das *<Rötelein>* die Bekanntschaft seines späteren Ehemannes. Der am 18. November 1857 auf dem Hof Gyselgrat geborene Bauernsohn und spätere Zimmermann Johannes B. war knapp eine Viertelstunde vom Zugut und kaum eine halbe Stunde vom Hof Sparenegg entfernt zu Hause. Simon Gfeller kannte das junge Paar, das sich am 13. Dezember 1889 in der Kirche zu Trachselwald trauen liess, mit Sicherheit schon vor ihrer Heirat.

Die Eheleute übernahmen 1890 das kleine Heimwesen Leienbach in Thal im Dürrgraben (heute Heimisbach). Simon Gfellers spätere Ehefrau, Meta Gehrig, wirkte zu dieser Zeit kaum hundert Schritte entfernt als Lehrerin. Nach der Verheiratung im Jahr 1893 lebte das Lehrerehepaar in unmittelbarer Nachbarschaft mit der Familie B. Meta Gfeller und Elise B. pflegten enge Kontakte und halfen sich gegenseitig, vor allem wenn Kinder geboren wurden: im Leienbach Marie (1890), Bertha (1893), Lina (1895) und im Schulhaus Johanna (1894) und Werner (1895).

Kurz nachdem das Ehepaar Gfeller 1896 auf die Egg bei Lützelflüh gewählt worden war, verliessen auch Hans und Elise B. 1898 den Dürrgraben, um in Rüegsbach das kleine Heimwesen Chutzhüsli zu übernehmen. Schon ein Jahr später kauften die beiden jedoch ein grösseres Gütlein, den Simeberg bei Rüegsau. Dieses sonnseitig gelegene Heimwesen, wenig mehr als eine Viertelstunde vom Egg-Schulhaus entfernt gelegen, diente dem Dichter als Vorbild für das Sonnseiten-Gütlein in seiner Erzählung *<Das Rötelein>*.

Nachdem dem Ehepaar B. zwischen 1897 und 1902 vier weitere Kinder geschenkt worden waren, starb der Vater 1903. Simon Gfeller sah nun aus unmittelbarer Nähe, mit welch unbeugsamer Willenskraft die schwergeprüfte Witwe ihr hartes Schicksal meisterte, ihre sieben Kinder erzog und sich ohne fremde Hilfe durchzuschlagen vermochte.

Simon Gfeller stand demnach im Frühjahr 1912, als er innert Monatsfrist eine Erzählung zu schreiben hatte, das Rohmaterial für «Das Rötelein» vollständig zur Verfügung, so dass er dieses «warne und sonnige Stöfchen» unverzüglich in Angriff nehmen und die meisterhafte Geschichte, deren Hintergründe nun klar durchschaubar sind, rasch vollenden konnte.



Das «Rötelein» im Kreise seiner sieben Kinder
(Foto zur Verfügung gestellt von der Simon Gfeller Stiftung, Heimisbach)

Anhang

Anmerkungen

¹ Gfeller, Werner (1895–1985), Sohn des Dichters Simon Gfeller, Kunstmaler auf der Egg bei Lützelflüh, Gewährsperson.

² von Greyerz, Otto, Ordinarius für Sprache und Literatur der deutschen Schweiz an der Universität Bern 1921–1933.

³ Baumgartner, Heinrich, Ordinarius für Sprache, Literatur und Volkskunde der deutschen Schweiz an der Universität Bern 1942–1944.

⁴ Bärtschi, Walter (geb. 1896), später Landwirt im Waldhausgraben, Lützelflüh: Verfasser des nachfolgend abgedruckten Aufsatzes von 1910, der den Dichter zur Niederschrift seiner Weihnachtsgeschichte «Zwölffischlägels Weihnachtsfeier» anregte.

«Weihnachten eines Vagabunden.

So ein Vagabund hat nicht viel schönes von einer Weihnacht. Gerade um die Weihnacht herum ist es kalt und es friert den Vagabunden auch noch am härtesten. Letztes Jahr an der Weihnacht kam auch so ein halber Vagabund zu uns es war der Stüdelikriegel. Wir gaben ihm ein Pack Cigarren und einwenig Trusen. Einmal kam ein Vagabund zu uns. Man sagt ihm nur Zwölffischlegel. Der Vater gab ihm an der Weihnacht sieben einwenig zerschliffene Fünfziggrappenstücke. An dem Weihnachtvormittag macht der Vagabund im Walde noch ein paar Besen. Dann verkauft er sie. Es gibt ihm einen Batzen für einen Schnaps. Nachmittag geht er zu einem Bauer und fragt ihn für im Stalle zu übernachten. Am Abend lässt man ihn auch den Weihnachtsbaum schauen und man gibt ihn ein kleines Geschenk. Das freut den Vagabunden. Auch gibt man ihm ein paar Nüsse. Man lässt ihn beim Tische essen. Ein Vagabund bekommt fast Augenwasser, wenn er einen Weihnachtsbaum sieht. Manchmal sind die Vagabunden noch unverschämt und sind nicht zufrieden, wenn man ihnen schon viel gibt. Einmal kam ein Vagabund an der Weihnacht. Wir gaben ihm Weihnachtskuchen und Rahm. Dann stahl er dem Melker den Tabak im Stalle. Den 23. Dezember (1910).»

⁵ Friedli, Emanuel (1846–1939), Sohn eines Webers, 1855–1864 in der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, 1864–1867 Lehrerausbildung. Nach 1874 Studium der Theologie und der Germanistik. Pfarrer. Verfasser des Werks «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums.»

Literatur

Textausgaben

Gfeller, Simon, Gesammelte Erzählungen, Geschichten aus den Emmental, Bern 1956, Bd. 8.

Steinige Wege, Bern 1956, Bd. 9.

Unveröffentlichtes, Briefe, Vermächtnis, Bern 1957, Bd. 10.

Briefwechsel Simon Gfeller/Otto von Geyerz 1900–1939, hrsg. von Erwin Heimann, Bern 1957.

Sekundärliteratur

Baumgartner, Heinrich, Simon Gfeller, Erweiterte Fassung des Vortrags, der an der Simon Gfeller-Feier bei Anlass seines 70. Geburtstages im Burgerratssaal in Bern gehalten wurde, Bern 1938.

Baumgartner, Heinrich, Simon Gfeller 1868–1943, in: Berner Schulblatt, Korrespondenzblatt des Bernischen Lehrervereins, LXXV. Jahrgang, Nr. 42, Bern 1943.

Berner Staatsbuch, Behörden, Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft des Kantons Bern und seiner 30 Amtsbezirke, Bern 1957.

Binggeli, Valentin, Simon Gfeller, Der Emmentaler Mundartdichter 1868–1943. Eine Biographie entlang von Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten, Bern 1968.

Friedli, Emanuel, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, Erster Band: Lützelflüh, Bern 1905.

Geographisches Lexikon der Schweiz, 6 Bde., Neuenburg 1902–1910.

von Geyerz, Otto, Vorwort in: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, Bd. 1, Lützelflüh, Bern 1905.

Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bde., Neuenburg 1921–1934.

Grundlage des Jahrbuch-Beitrags bildet eine vom Autor Willi Fankhauser (geb. 1923) an der Universität Bern 1985 geschriebene Seminararbeit.